Das Abenteuer des Kapitäns Mauro.

Von Marques R. B. di San Giorgia.

Kapitän Mauro Lonkovich aus Lussinpiccolo am Adriatischen Meere, zumeist unter dem Namen Kapitän Mauro bekannt, ist, was man im gewöhnlichen Leben „einen guten Kerl" nennt. Er ist immer geneigt, anderen zu helfen, sei es durch Gefälligkeiten, durch Geld, ja, sogar mit eigener Lebensgefahr. Man könnte kaum all die aufzählen, denen er im Leben Gutes erwiesen. Einmal sogar stürzte er sich, erklärt wie er war, ins Meer, um einen seiner Feinde — und er hatte deren viele — der im Begriff war, unterzugehen, herauszuziehen. Dann allerdings nannte er ihn einen Schuft, der ihm beinahe eine Lungenentzündung verursacht habe.

Leider hat nämlich Kapitän Mauro einen großen Fehler. Er spricht schlecht von allen und über alles, mit Ausnahme seines Schiffes. Und eben deshalb ist er vielen Leuten unsympathisch; manche hassen ihn sogar. Das hindert ihn jedoch durchaus nicht daran, stets wieder unvorsichtig und bissig zu reden. Das Lästern ist ihm zur zweiten Natur geworden; er kann es nicht lassen.

Titius? — Ein Aufschneider! Cajus? — ein Betrüger! — Sempronius? — eine Kanaille, die man aufhängen müßte! So beurteilt er seine Bekannten. Alle sind fehlerhaft oder lasterhaft. Da ist keiner, den Mauro schätzte oder gar bewunderte.

Sobald man ihm dann einwendet, daß er außergewöhnlich viel Bier, Wein und Schnaps herunterspült, pflegt er zu antworten, „Ja, bei mir kann das bischen, was ich trinke, nicht schaden, andere Leute haben keine eiserne Natur gleich mir; ich bin doch ein alter Seebär! Seit beinahe vierzig Jahren schwimme ich auf den verschiedensten Schiffen herum, das Meer ist aber kein Pesthaufen wie eure ungesunden Städte. Andere Leute — pah — die können sich kaum auf den Füßen halten, sobald sie etwas von dem verdammten Alkohol verschluckt haben!" — Und er, wenig über fünfzig Jahre alt, sieht mit seinen eingefallenen Backen, mit tiefen Ringen um die trüben Augen, mit gebeugtem Rücken und feuerroter Nase beinahe aus wie ein Siebziger!

Kurz und gut, Kapitän Mauro, der „au fond" ein guter Kerl, aber doch ein Lästermaul ist, gleicht vielen anderen, die am bittersten gerade die Laster tadeln, in denen sie selbst bis über die Ohren stecken!

Er besitzt und führt einen kleinen Zweigmaster „Rosa del mare", der vom Hafen Pola, wo er zuständig ist, die Fahrten nach Fiume und Triest, nach Venedig, von Venedig nach Brindisi oder nach der entgegesetzten Richtung bis Ragusa, nach Cattaro und bis nach Corfu, zurücklegt. Das ist die längste Reise der alten „Seerose", wenn sie sich aus dem Adriatischen Meere hinauswagt! Und, um seinem Charakter nicht ungetreu zu werden, nennt Kapitän Mauro Pola eigentlich seine zweite Heimat, eine Stadt „rauflustiger Soldatesca und schmieriger Hafenarbeiter, die sich ihrer römischen Ruinen rühmt, vier alte Steine, klippend und voller Risse, wie die Taschen ihrer Einwohner". Von Venedig sagt er: „Feuchtigkeit und Nebel, Stadt der Gastwirte, Ladenschwengel und Gondolire, die die Fremden ausplündern". Von Triest „Residenzstadt des Windes, der auch die Ehrbarkeit und den Anstand der Einwohner fortgewirbelt habe". Ragusa nennt er „ein unbedeutendes Nest, eitel auf sein Theater, das größer ist als die Stadt"; Bari, ein schmutziger Häuserkomplex, deren innerliche Verwahrlosung sich unter einem leuchtenden äußeren Anstrich verbirgt, und das Wasser kommt aus den Kloaken, pfui!" So spricht er schlecht von allen Orten, wo sein altes Schiff an Land geht, und dieses alte Schiff ist wie gesagt, das Einzige, für welche er niemals ein böses Wort hat! —

Am 19. August des Jahres 1901, unvergeßlicher Tag für Kapitän Mauro, passierte der „Seerose" langsam die Bucht von Cattaro, um dann im Hafen vor Anker zu gehen. „Cattaro, eine Stadt voll Albanesen, Criwoschianer, Montenegriner, lumpigem Diebsgesindel, denen die österreichischen Zollbeamten die Waffen konfiszieren müssen, daß sie niemanden ermorden, wenn sie von ihren wilden Felsennestern herunter kommen, eine Stadt, von der die Sonne selbst sich voll Widerwillen während vieler Monate im Jahre abwendet", brummt Kapitän Mauro, indem er seinem Steuermann die Häuser zeigt — die, wie er sagt, „Angst zu haben scheinen, von den schwarzen Bergen zermalmt zu werden". „Nun flz, macht schnell, damit die gewöhnlichen Formalitäten mit Zoll- und Sanitätsbehörde rasch erledigt sind, mit diesen Beamten, die weiter nichts als ein Dutzend fauler Schmätzer sind." Man kannte ihn seit langer Zeit, und so ging er bald in seine Kabine, sich ein bischen ausruhen und um ein paar Flaschen Viranowein — „fauler Stoff, den man ins Meer werfen müßte" — den Hals zu brechen.

Gerade wollte er die zweite Flasche austrinken, um ein Gericht ausgezeichneter marinierter Fische — „schlechtes Zeug, was nicht mal eine ausgehungerte Katze anrühren würde" — damit herunterzuspülen, als er einige, ihm gänzlich unbekannte Stimmen an Deck zu hören glaubte! Beinahe gleichzeitig präsentierte sich ihm ein Mann von so außergewöhnlicher Statur, daß, wenn Kapitän Mauro aufrecht gestanden, er ihm kaum bis an die Schulter gereicht hätte. Jener trug das vollständige Montenegrinerkostüm, bis auf die Waffen, die nicht, wie bei diesen, im Gürtel steckten! doch langte er häufig mit der Hand, wie aus alter Gewohnheit, dahin.

„Guten Morgen und Willkommen, Kapitän Mauro", sprach mit düsterer Grabesstimme der Riese, doch anstatt dem Schiffseigentümer die Hand zu schütteln, langte er zuerst nach der leeren Flasche, die er sofort wieder stehen ließ, um sich der zweiten noch vollen, zu bemächtigen. Begierig trank er in großen Zügen, hörbar schluckte er den Wein hinunter. Nachdem er die größere Hälfte der Flasche ausgetrunken und sich mit der Handfläche den Mund abgewischt hatte, nahm er am Tische Platz. „Wo kauft Ihr diesen abscheulichen Wein," sagte er, „wahrer Essig ist's." Dann wieder zur Flasche greifend, trank er den Rest aus und fuhr fort: „Jetzt verstehe ich, warum die Mannschaft der sogenannten „Seerose" so jämmerlich und elend aussieht, wenn sie solches Gift hier trinkt." Hierauf fuhr er mit der Hand in die Fischschüssel, nahm mit seinen schmutzigen Fingern eine große Hand voll heraus und stopfte sie sich mit einem Male in den Mund. Dann brummte er mit erstickter Stimme, indem er dem armen Kapitän Mauro ein Stück Fisch in's Gesicht spuckte: „Ihr trinkt und eßt an Bord der „Seerose" wie die Bettler." — Er trocknete sich die Hände an der Gardine des Eingangs.

Kapitän Mauro, der über solche Frechheit mehr überrascht als zornig war, besah sich die Riesenhände des Eindringlings und dessen Mund, der groß und entsetzlich war, wie ein Haifischmaul. In diesem Munde verschwand auch hintereinander der ganze Inhalt der Fischschüssel, ein großes Stück Gorgonzolakäse, der Lieblingskäse des Kapitäns, samt einem wunderschönen Brote, wie die Malteser solche in Corfu verkaufen, so weiß wie Milch und durchlöchert wie ein Schwamm. Aufmerksam verfolgte Kapitän Mauro jede Bewegung des frechen Kerles.

„Hab Durst," sagte nun dieser, die Augen umherschweifen lassend, bis er die dritte Flasche gewahrte, die unterm Tisch stand, zu Füßen des Kapitäns. Durch einen Schlag gegen den Tisch brach er derselben den Hals, und seinen Kopf hinterüberlegend, schüttete er einen guten Teil des Inhaltes hinunter. „Pirano", sagte er verächtlich von dem vorzüglichen Wein, „dies ist ja immer derselbe abscheuliche Stoff, habt Ihr denn keinen besseren? Behandelt man so seine Gäste?"

Er schob seinen Schemel dicht an die Wand und lehnte sich daran! „Der Wein, der Fisch, alles dieses Schiffes würdig, welch altes Gerippe vom Bug bis zum Heck, schlecht geführt, morsch vom Kiel bis zu den Masttörben, Ankertaue, Segel, alles schauderhaft, weit schlechter als die Schiffe, die in viel früheren Zeiten die Piraten steuerten, ein Schiff, das hin- und herschwankt, als wolle es sich dem leisesten Wind im nächsten Augenblick auf die Seite legen, nicht mal gut genug, um als Brennholz benutzt zu werden, viel Farbe darauf geschmiert und alles morsches Holz. Diese Rose gleicht einem Apfel, dessen Scheiben oder Blätter heraushängen wie — wie die Zunge eines durstigen Esels und dieses dunkle Loch von Kabine, dunkel, schmutzig, und ekelhaft — dieser Schweinestall — das frage ich Euch, kann man das eine Kapitänskajüte nennen? Alles, alles, hat gleichen Wert, Schiff und Mannschaft, ein paar armselige Strolche, halb tot vor Hunger. Und der Kapitän, ein alter Paralytiker, voll gesogen von schlechtem Schnaps, wie man ihm schon an der Nase ansehen kann — ha, ha, diese Nase, röter als der Schiffschnabel! Warum entfernt Ihr nicht diese häßliche Rose vom Schiffschnabel und laßt unter dem Namen Eure entsetzliche, greuliche, rosenrote Nase anbringen? Die Nase eines Trunkenbolds! Gehorsamer Diener, Kapitän Mauro, gestattet, daß ich mich Euch bekannt mache. Ich heiße Theodor Fedorowitch aus Antivari, Vetter des Nicolaus Malovich, den ich die Ehre habe, Euch hiermit vorzustellen!"

Bei diesen letzten, mit sehr lauter Stimme gesprochenen Worten des Montenegriners, krachten die alten hölzernen Stufen der Treppe, welche zur Kapitänskabine hinabführten. Kapitän Mauro hörte einen schweren Tritt, gleich dem eines Elefanten, und ein Koloß, eine wahre Fleischmasse mit riesigem Kopf, mit Armen und Händchen daran, die wohl mit einem Faustschlag einen Stier zu Boden strecken konnten, wälzte sich hinunter, das ganze Stübchen des Kapitäns fast ausfüllend. Dieser riesenhafte Mensch trug die Kleider eines Bauern. Er setzte sich gemütlich auf eine Kiste mit aufgebrochenem Deckel, welche den Vorrat an Schnaps und Getränken, die an Bord waren enthielt. Rum, Arrak, Maraschino, ja auch Maraschino von Zara und vom allerbesten. Als sich der Neuangekommene auf die Kiste gesetzt hatte, klangen die Flaschen darin aneinander. Da beugte er sich schwerfällig nieder und zog eine schmale viereckige Flasche hervor. Sofort schlug er den Hals der Flasche an dem Rand seines Sitzes ab, und nachdem er vorsichtig die Stücke Glas fortgeworfen hatte, goß er den Inhalt der Flasche in zwei Gläser, die er eines nach dem andern austrank, wobei er jedesmal eine verächtliche Grimasse schnitt. Das hinderte ihn jedoch nicht, gleich noch einen halben Becher voll zu trinken. Nachdem er dann das Etikett der Flasche betrachtet, rief er mit Stentorstimme: „Maraschino von Zara — aber dies ist ja ein Stoff, den die Juden in Galata zusammenbrauen, die reinste Medizin, kostet ein paar Heller." — Und nachdem er noch ein paar Schluck getrunken hatte, fuhr er fort: „wie kann man auch etwas Besseres verlangen, irgend was Trinkbares an Bord der „Seerose", solch elendes Schiff! Hat man jemals einen solchen Kasten auf dem Meer herumwakkeln gesehen, ein Schimpf für den adriatischen Seehändel. Vier wurmstichige Bretter von einer alten Zuckerkiste und zwanzig, ja dreißig Mal mit billiger Farbe angeschmiert? Das ist die „Seerose!"

„Meine Herren", schrie Kapitän Mauro, den diese neuen Schimpfreden über sein geliebtes Schiff endlich aus Rand und Band brachten, „meine Herren"...

Aber er konnte nicht fortfahren, da sich zwei enorme Fäuste, wenig kleiner als sein mageren Kopf, bedenklich seiner Nase näherten.

„Regt Euch nicht auf, Kapitän Mauro", sagte der Nachgekommene, mit einer Stimme wie Kanonendonner, „so wahr ich Nikola Malovich heiße" — Kapitän Nikola Malovich", unterbrach ihn sein Gefährte.

„Also auf Ehre, so wahr ich Kapitän alten Datums, Nikola Malovich bin, sagte ich die Wahrheit, eine Tatsache, die von allen Seeleuten des Adriatischen, Jonischen und Tyrrenischen Meeres anerkannt wird bis an die Meerenge von Gibraltar. Noch heute, als auf der Reede von Cattaro diese groteske „Seerose" auftauchte hörte man nur einen einzigen Ausruf „Das Schiff des Kapitän Mauro" sagten spöttisch die Leute von der österreichischen Marine.

„Ich hab's auch gehört, ich hab's auch gehört", schrie mit rauher Stimme ein Dritter, der mit einem einzigen Satz in die Kajüte hinuntergesprungen kam. Dieser reichte mit seinem Kopf bis zur niedrigen Decke. Um diesen Kopf war ein schmutziges Tuch geschlungen, schmutzig wie der ganze Anzug eines Bosniers, den er trug. In Ermangelung eines Stuhles setzte er sich sogleich auf den Boden, zwischen die Beine des Nikola Malovich, Kapitän alten Datums. Sofort griff er mit seinen langen mageren Fingern nach den Flaschen in der Kiste. So schnell er konnte, bemächtigte er sich eines Flasche alten Jamaikarums (8 Kronen für die Flasche), ließ sich nicht die Zeit, sie zu entkorken, sondern öffnete sie mit einem scharfen Messer.

„Auf Eure Gesundheit, Kapitän Mauro, und auf die der „Seerose". Damit sie nicht alle beide noch vor diesem Winter untergehen, wie sie eigentlich müßten!" so sagte er mit heiserer Stimme, den Flaschenhals zwischen den Lippen. Er trank langsam, wiederholt absetzend, und verzog jedesmal den Mund dabei als Zeichen höchster Geringschätzung. Trotzdem war schon eine gehörige Quantität des Jamaikarums in seiner Kehle verschwunden, ehe er sich entschloß, die Flasche dem Theodor Feodorowitch aus Antivari zu reichen. Auch dieser trank einen guten Schluck, schüttelte dann den Kopf wie mißbilligend und — reichte den Rum dem würdigen Kapitän Malovich (alten Datums). Und dieser trank, nachdem er die Augen weit aufgerissen, endlich den Rest der Flasche.

„Sie trinken eine ganze Flasche meines besten Jamaikarums, machen ihn schlecht, reißen die Augen auf, schneiden dabei Grimassen und schütteln die Köpfe," brummte Kapitän Mauro außer sich vor Wut.

Da aber brach ein wahrer Sturm von Flüchen, Schimpfreden in allen Dialekten der Balkanhalbinsel aus; alles wäre greulich, Essen, Getränke, zu einem Zwanziger und noch billiger der Liter, aber alles passe zum Ganzen, schmutzig, untauglich wie die ganze „Seerose", Mannschaft, Kapitän; es sei am besten, das Ganze würde aus der österreichischen Marine, die ja wegen der Schönheit und Akkuratesse ihrer Fahrzeuge berühmt sei, ausgeschieden.

Ganz vernichtet unter diesem Strom von Beleidigungen, eine schlimmer und gröber als die andere, war der unglückselige Besitz der „Seerose" doch grenzenlos erstaunt, indem er über seinen Besuch nachdachte: ein seltsamer Fall, in der Tat, daß gerade ihm diese Sorte von Trunkenbolden aufs Deck geschneit kam.

Wütend über all diese groben Beleidigungen, hatte er sogar einen Augenblick daran gedacht, alle drei, den sauberen Montenegriner, den Bosnier und den anderen riesenhaften Kerl, von seinen Leuten ins Meer werfen zu lassen — aber beim Anblick der Riesenfäuste, des blitzend scharfen Messers von Jussuf Mustafa, Hausbesitzer in Petrowac und Travnick, da dachte er auch des unvermeidlichen und gefährlichen Kampfes, welcher folgen müsse, und so begnügt er sich, als die drei wieder anfingen, ihn und sein teures Schiff zu beschimpfen, sich die Ohren zu verstopfen und die Hände davor zu halten.

Seine Marter dauerte fast eine Stunde, und als die drei sich endlich entschlossen, seine Kabine zu verlassen und glücklicherweise auch mit ihr sein Schiff, da war der arme Mann in einem traurigen Zustand. Fast bewußtlos und mit hämmernden Schläfen, glaubte er, sein Kopf müsse ihm zerspringen. Sein Gesicht glühte, die Augen brannten, als wollten sie aus ihren Höhlen treten. Er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst, — er versuchte nach oben zu gehen, auf die Schiffsbrücke, aber auf den letzten Stufen fiel er um. Dicht vor dem Ausgang der Brücke, am ganzen Körper zitternd, so fanden ihn seine Leute, er schien ganz von Sinnen. Als er die frische balsamische Seeluft einatmete und den frischen Hauch von den Bergen spürte, kam er wieder langsam zu sich. Da konnte er seine Feinde, die Schurken, die ihm seine „Seerose" beschimpft hatten, in einem Boote fahren sehen. Kapitän Malovich, Kapitän alten Datums, führte es. Das Boot entfernte sich in der Richtung nach der Küste. Die drei Lumpen wagten es noch, ihn von weitem durch Zeichen und Gesten mit Verachtung zu insultieren. Sich inmitten seiner Seeleute sehend und in der Nähe des Polizeischiffs, drohte er ihnen nun tapfer mit der Faust, „jenen Lumpen, Taugenichtsen und Schurken, die nach Cattaro flüchteten, die Stadt der Spitzbuben und Beutelschneider."

In dieser Nacht träumte er, daß er von allen und über alles nur Gutes sage, und daß er halb blödsinnig geworden, nur Wasser trinke, reines Wasser. Darüber bekam er solchen Schreck, daß er plötzlich aufwachte. Am nächsten Morgen gegen 6 Uhr übergab man ihm einen Brief, ein Bote hatte ihn aus der Stadt gebracht. Er sah die Ueberschrift an, sein Name, keine Freimarke, der Brief kam also aus Cattaro. Nachdem er ihn erbrochen, las er folgendes:

„Wir wurden von einigen Herren aus Pola geschickt, welche gestern von hier mit einem Dampfschiff des Osterreichisch-ungarischen Lloyd" abgefahren sind. Diese Herren hoffen, daß die harte Lektion genügen wird, Euch von Eurem abscheulichen Laster zu heilen, von dem Lästern und Schimpfen, wie von der Trunksucht. Was uns anbetrifft, so haben wir uns vorgenommen, Euch bei Eurer jedesmaligen Ankunft in Cattaro zu besuchen, doch hoffen wir, Ihr werdet dann bessere Getränke an Bord haben. Feodorowitsch, der Montenegriner mit dem großen Hunger, Malovich, der Kapitän alten Datums mit dem brennenden Durst, und Mustafa, Eigentümer eines noch unbezahlten Turbans."

Kathederblüten.

Die Germanen schlugen im Teutoburger Wald die Römer derartig, daß diese aus der Verwunderung gar nicht herauskamen, als sie so plötzlich tot dalagen.

*

Es ist eine der übelsten Angewohnheiten, des Nachts im Bette zu lesen. Denn wie oft kommt es vor, daß Leute, die des Abends vergaßen, ihr Licht auszulöschen, dies erst am Morgen merkten, als sie schon verbrannt waren.

*

Ja, meine Lieben, dieser Punkt ist der wichtigste in unserer vaterländischen Geschichte, wenn er auch eigentlich gar keine Bedeutung hat.

*

Eine Sache kann so fein, aber auch so fein. Allerdings ist sie dann nicht richtig.

*

Der Peter Müller da auf der ersten Bank, ist das nicht der Hans Knauer?

*

Wie oft habe ich euch verboten, die Federn an den Haaren abzuwischen. Wofür habt ihr denn eure Aermel?

*

Wenn ich so sehen muß, welche Ungezogenheiten ihr auf der Straße begeht, frage ich mich immer: „Ja, wofür ist denn die Schule da?"

*

Das letzte Erdbeben in Amerika war so stark, daß ganze Ortschaften, ja sogar einzelne Gebäulichkeiten einstürzten.

— Protest. „Werd ich der Rosa mitgeben vorläufig zehntausend Taler."

„Wie heißt, werd ich das Mädel vielleicht nehmen blos vorläufig?"

Des Holzer-Bartels Werbung.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

Der Unterwirt warf von Zeit zu Zeit besorgte Blicke in die Ecke des Gastzimmers. Dort saß der Holzerbartl, den Kopf auf die beiden mächtigen Fäuste gestützt, eine Maß vor sich auf dem Tisch, und starrte aus den Spitzbubenaugen tiefsinnig vor sich hin. Er saß zwar oft da, der Holzerbartl, sehr oft; aber heute mußte etwas besonderes mit ihm sein. Und wenn etwas besonderes mit ihm war, dann gab es allemal zerschlagene Tische, Bänke, Maßkrüge und Schädel — das kannte der Unterwirt. Und er nicht allein. Die jungen Burschen hielten sich sämtlich ein beträchtliches vom Bartl entfernt, und die älteren Männer schenkten dem Tarock weniger Aufmerksamkeit als sonst. Der Bartl aber achtete nicht auf seine Umgebung. Mächtige Wolken von Tabaksqualm paffte er vor sich hin, und wenn er einmal aufsah, so geschah es höchstens, wenn Resl, die Tochter des Unterwirts, eine frisch gefüllte Maß vor ihm auf den Tisch setzte.

Plötzlich aber — der Unterwirt war eben ein wenig eingenickt und fuhr nun erschrocken auf — schlug der Bartl mit der Faust auf den Tische, daß es dröhnte. Dann hob sich seine Hünengestalt; ein triumphierendes Lächeln lag um seinen Mund, und während er sich mit hochgezogenen Brauen umsah, sagte er langsam und nachdrücklich:

„Leut'n — i heirat."

Ein unbeschreiblicher Lärm erhob sich. Der Holzerbartl — der ärgste Haderlump im Dorf — wollte heiraten! Die Burschen lachten, schrien und johlten um ihn, die Alten hatten ihre Tarockkarten niedergelegt, und der Unterwirt schmunzelte. Wenn es weiter nichts war —! Nur die Resl saß blaß und still neben dem Schenktisch, und ihre Augen, die sonst wie der leibhaftige Uebermut in die Welt lachten, blickten merkwürdig trübe. Der Holzerbartl aber schlug zum zweitenmal auf den Tisch.

„Stad seid's!" brüllt er. „Wißt's denn, wen daß i heirat'n tu'? — Die Resl vom Unterwirt heirat' i!"

Da war es mit einem Mal wieder still. Der Unterwirt war krebsrot und schnappte nach Luft — nicht ein Wort konnte er sprechen ob dieser bodenlosen Frechheit. Die Augen der Resl aber blickten wieder ganz klar, und es zuckte um ihre Mundwinkel.

„Ja — bal i mög'n tät, du Lackl!" sagte sie ganz ruhig. Der Holzerbartl riß die Augen weit auf.

„Mög'n tät?" wiederholte er ungläubig. „Ja — z'wegen was magst denn nacha net? — Bin i dir net sauber gnua — he? — Oder magst nur an Reichen — he? — Wann dös dei Vatter sag'n tät — aber du —"

Da wurde es dem Unterwirt und den Gästen zu viel. Das war noch nicht vorgekommen, und so etwas konnte man sich nicht bieten lassen. Von irgendwoher flog dem Bartl ein Maßkrug an den Schädel, und er ging in Trümmer — der Maßkrug natürlich. Und dann gab's eine jolenne Prügelei. Was ihm zunächst saß, das wirbelte der Holzbartl zu einem undefinierbaren Haufen fuchtelnder Arme, zappelnder Beine und dicker Köpfe zusammen — und dann wurde er selbst mit in diesen Haufen gezogen. Vergebens schrie und tobte der Wirt — Stühle wirbelten durch die Luft, Tische wurden umgerissen, Maßkrüge flogen nach allen Richtungen durch die Luft. Plötzlich aber kam Bewegung in die Masse — nach der Tür zu wälzte sie sich, als würde sie von unsichtbarer, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, und durch die Tür auf die Straße hinaus. Die Wirtsstube war leer — nur eine Gestalt erhob sich von der Schwelle, in zerrissener Jacke, zerfetztem Hemd und zerfetztem Gesicht, aber mit einem freunlichen Lächeln. Der Holzerbartl.

„So, Schwiegervatter," sagte er behaglich. „Die hätt'n ma drauß'n. Nacha bring mir no' a Maß, Resl."

Der Unterwirt fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Die Beine wurden ihm schwach, er mußte sich setzen. Und so vollständig verlor er die Besinnung, daß er ein halbes Glas Wasser trank.

„Bartl," stöhnte er, „i bitt di, geh hoam. Du — du brauchst dei Bier net zahl'n. Aber geh hoam."

Der Bartl steckte die Bekne weit unter den Tisch, ließ die Hosenträger durch die Hände gleiten und sah den Unterwirt treuherzig an.

„I?" meinte er. „Was soll i denn hoamgehen? — Mir g'fallts ganz guat da herin. Resl — a Maß mag i! — Und a Bußl derfst mir schon aa geb'n!"

„Resl! — Gleich gehst zum Kommandanten nüber, daß 'r herkummt! — Dös is Hausfriedensbruch — Hausfriedensbruch, woaßt dös? — Ins Gefängnis muaßt, bal's jetzt net gehst, Bartl!"

Der seufzte nur schmerzlich.

„Ja mei — was ma halt muaß, dös muaß ma halt!" sagte er ergeben. „Is ja net 's erschte Mal, Schwiegervatter."

Um den Unterwirt drehte sich alles in tollem Wirbel. Das — das mußte ihm in seinen alten Tagen noch passieren! Er winkte der Resl nur wild zu, und gehorsam ging sie hinaus, den Gendarmen zu holen. Der Holzbartl pfiff leise vor sich hin, dann stand er auf, schenkte sich selbst einen Maßkrug voll und hielt ihn dem Unterwirt unter die Nase.

„Gelt — so muaß ma einschenk'n, he?" meinte er lächelnd. „Glaabst, daß i dös aaf oamal trink'n ko?" — Paß aaf!"

Und auf einen einzigen Zug war der Liter verschwunden. Der Unterwirt stöhnte nur noch matt; fühlte nicht viel mehr Leben in sich. Der Holzerbartl aber schenkte sich den Krug von neuem voll und ließ sich wieder in seiner Ecke nieder.

Gleich darauf erschien der Gendarm. Er war klein und dick — und er schnaufte beängstigend, als er sich über die Schwelle schob:

„S' Gott!" sagte er prustend. „Was magst denn, Unterwirt?"

„Was i mag? — 'n Holzerbartl sollst verhaft'n — beleidigt hat 'r mi — und net außi gehn will 'r. 's Bier braucht 'r net zahl'n, hab i g'sagt, bal 'r geht, aber er geht net. — Er mag net, sogt 'r."

Der Gendarm schnaufte noch heftiger. Nur einen scheuen Blick warf er zum Bartl hinüber; dann sagte er belehrend:

„Ja woast, Unterwirt — verhaft'n kann i 'n net. Aber balst du 'n außiwirfst, und 'r setzt si' zur Wehr — nacha derf i dir scho helf'n, woast."

„I? — I soll'n außitoan? — Na, mein Liaba, dös gibts fei net! — I' was bist denn nacha du Gendarm, balst'n net außitoa kannst?"

„Resl — bring mir no a Maß!" klang aus der Ecke die sanfte Stimme des Holzerbartl. Der Unterwirt kreischte den Gendarmen an:

„Hörst net? — Verspott'n tut 'r mi aa no — der Haderlump, der g'scherte, der damische Lackl, der damische! Was tust 'n net außi?"

„Ja — was tust du eahn net außi?"

„I? — Hab i leicht zwoa Schädel, du Depp?"

„Was sagst?" schrie der Gendarm. „Dös is Beamtenbeleidigung — dös laß i mir net g'fall'n, du g'scherter Hami, du g'scherter!"

„Was bist denn nacha du für an Beamter, du —?! Net amal außitoa kannst oanen! Mach, daß weiterkimmst — und z'wegen der Beleidigung — a Watschen kannst aa no hab'n, daß si's auszahlt!"

Die Resl schrie laut auf, als der Unterwirt und der Gendarm sich plötzlich in den Haaren lagen. Zu einer Kugel von ansehnlichem Umfang geballt, wälzten sie sich mit einander auf dem Boden herum. Und des Unterwirts Tochter wußte sich in ihrer Herzensangst keinen anderen Rat, als sich dem Holzerbartl an die breite Brust zu werfen.

„Bartl — hilf do dem Vatter!" flehte sie. „Nacha — nacha willi ja aa gern dei Weib sán."

Der Bartl drückte einen kräftigen Schmatz auf ihre roten Lippen. Und einen Augenblick später fühlte sich der Gendarm gleich einem Ball in die Höhe geschnellt — ehe er noch recht zur Besinnung kam, saß er mitten auf einem Tisch. Und der Holzerbartl stand vor ihm, breitbeinig und mit freundlichem Lächeln.

„Siegst, Sepp," sagte er, „balst magst, nacha kost las hingehn und mi und den Unterwirt o'zeig'n. Nacha werd'n ma eing'sperrt. Aber siehgst: amal kemma ma wieder außi. Und bal i di nacha treff — so aff d'r Landstraß'n, wenn i mit mei'm Holz vom Berg aba kimm — nacha red i a Wörtl mit dir — verstehst?!"

Und abermals fühlte sich der unselige Kommandant in die Höhe gehoben, um zu erfahren, wie man am wirksamsten an die frische Luft befördert wird. Der Bartl aber klopfte dem Unterwirt, der ächzend auf einen Stuhl gesunken war, freundlich auf die Schulter.

„Den hätt'n ma außi, Schwiegervatter," sagte er. „Nacha könn' m aamal red'n mitanand. Hast net die Wies'n zu verkaufen, Schwiegervatter, bei d'r roten Wand? — Un der Scheck is do aa feil?"

Der Unterwirt bekam runde Augen. Und er starrte den Bartl verständnislos an.

„Mögst du's leicht kaaffa?" fragte er höhnisch. Der Holzerbartl aber nickte treuherzig.

„Freili mag i!" sagte er. „Bal i die Resl als Zuwag bekomm. Woast net, daß i tausend Taler geerbt hab?"

Da schnellte der Unterwirt in die Höhe. Und er fiel dem Holzerbartl um den Hals.

„Bartl — was hast denn dös net glei g'sagt!" sagte er in freudiger Rührung. Resl — da gehst her. Und glei gibst 'm Bartl a Bußl. A Haderlump bist freilich — aber bal i a Madel wär' — i tät di aa heirat'n, Bartl."

— Rücksichtsvoll. Gast (der vom Hausknecht hinausgeworfen wird): „Vorsicht, Friedrich! Da kommen zwei Damen!"

Schlittenfahrt in Lappland.

Wälder, durch die man tagelang fahren kann, ohne ans Ende zu kommen, europäische Wälder, gigantisch in der Ausdehnung, wild und ursprünglich, die gibt es nur noch in Rußland und in Lappland. Kaum ein gepflegter Weg führt durch sie hindurch, besonders die lappländischen Wälder haben sich so erhalten, wie sie aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen sind. Eine Reise ist da immer eine unbequeme Angelegenheit, außer im Winter und bei genügendem Schnee. Es ist zu dieser Jahreszeit ungeheuer kalt dort, der mitteleuropäische Tourist braucht eine ganz besonders starke Schutzkleidung gegen die Frostgefahr. Ausgestreckt liegt er da in seinem Schlitten, auf einem Lager von Heu und Fellen, bis zur Unbeweglichkeit eingewickelt und verpackt. Er rührt kein Glied; durch die Bewegung des dahinsausenden Schlittens verschärft sich die Kälte; streckt er einmal die Nase ungeschickt in die freie Luft, so empfindet er einen Schmerz, als ob sie ihm weggeschnitten würde. Und doch! In dieser erzwungenen Ruhe fühlt man sich glücklich. Beschneite Zweige fegen dann und wann über den Schlitten hin, man weicht ihnen aus, indem man seinen Kopf ganz in den Wolfskragen steckt, wie eine Schildkröte sich unter ihren Panzer verbirgt. Der Kutscher sitzt wie ein klobiger Schneemann da, natürlich ebenso bepackt wie der Tourist. Das Pferd greift aus, rast wie beim Wettrennen, um sich warm zu laufen. So fliegt man hin, an Waldseen vorbei, an gefrorenen Bächen und kleinen Flüssen, und außer diesen zugefrorenen und beschneiten Teichen, Seen und Flüssen schaut man nichts als Wolken und Bäume, höchstens eine im Schnee begrabene Holzschlägerhütte oder sonst irgendeine verhüllte Spur menschlicher Tätigkeit. Selten begegnet man einem Fahrzeug, allenfalls einem Schlitten aus zusammengekoppelten Tannenstämmen, die auf Kufen gelegt sind. Plötzlich stößt der Kutscher einen Ruf aus, der weich und überredend klingt, das Pferd springt von der bisherigen Richtung ab und versinkt bis an den Bauch im lockeren Schnee. Mit hohen Sprüngen kommt es wieder heraus, zerrt den Schlitten nach und weiter geht es in die tiefe Stille dieses einzigen Waldfriedens hinein.

Aus dem Buche der Natur.

Die Jagd auf Giraffen wird von den Eingeborenen Afrikas wie von den Europäern mit Leidenschaft betrieben. Erstere jagen mit Hilfe des Kameles oder Pferdes und schlagen dem müde gehetzten Tiere, wenn sie es erreicht haben, mit ihrem Schwerte die Archillessehne durch, lähmen es auf diese Weise und schlachten es dann ab, um das überall sehr geschätzte Fleisch und andere Teile des Giraffenleibes zu benutzen. Die Europäer bedienen sich des Feuergewehres, erlegen aber auch mit weittragenden Waffen das vorsichtige Tier in der Regel erst nach längerer Hetzjagd. Die außerordentliche Höhe der Giraffe verleiht ihr insofern einen großen Vorteil, als sie ihr gestattet, einen ungemein weiten Gesichtskreis zu beherrschen und jeden sich nähernden Feind rechtzeitig wahrzunehmen. Zwar erwähnt von Heuglin, daß es ihm im Waldgürtel wiederholt gelungen sei, Giraffen, ohne Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln, bis auf Pistolenschußweite zu beschleichen, scheint aber der einzige zu sein, welchem dies gelungen ist. Alle übrigen Beobachter und Jäger stimmen darin überein, daß sich kaum ein Tier der afrikanischen Wildnis schwerer nahe kommen lasse als die Giraffe. Auch ermüden die Pferde der nachsetzenden Jäger mehr als sie. Zwar begnügt sie sich, eine gewisse Entfernung zwischen sich und ihrem Verfolger innezuhalten, dauert aber im Laufe länger aus als das beste Pferd, vorausgesetzt, daß der Boden nicht ungünstig für sie ist; denn gegen eine Anhöhe hinaufzulaufen, wird ihr begreiflicherweise im höchsten Grade beschwerlich. Nach Sir Samuel Baker hat der Jäger bei Verfolgung der Giraffe gleich vom Anfange der Jagd an das Wettrennen im schnellsten Laufe aufzunehmen. Läßt die Giraffe in den ersten fünf Minuten einen Vorsprung gewinnen, so fällt das Rennen gegen das Pferd aus. Nach Selous' Erfahrungen kann man fliehenden Giraffen, weil sie nur in höchster Not ihre volle Geschwindigkeit entwickeln, mit einem nicht ganz schlechten Pferde wenigstens so nahe kommen, daß man, schnell aus dem Sattel springend, ihnen eine wohlgezielte Kugel nachsenden kann.

— Von einer Hornisse getötet. Der 59jährige Christian Rüfenacht, Schuhmachermeister in Kommiswil (Schweiz) spielte mit seinem jüngsten Kinde, als er in der Stube eine Hornisse summen hörte. Mit der Mütze schlug er den bösen Brummer nieder. Als er nach einer Weile die Mütze wieder aufsetzte, um sich vor das Haus zu begeben, stach ihn die Hornisse, die in der Mütze geblieben war, in die Stirne. Kurze Zeit darauf starb er unter der Schreckwirkung des erlittenen Unfalles an einer Herzlähmung.